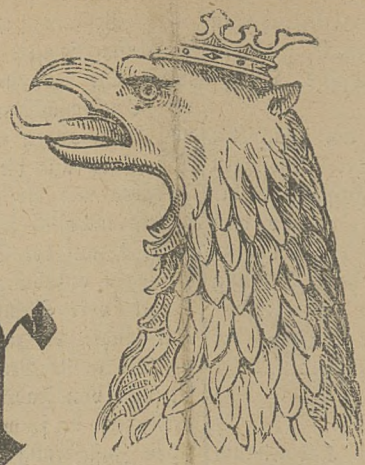


Stettiner Zeitung.



Morgen-Ausgabe.

Freitag, den 24. März 1882.

Nr. 141.

Deutschland.

Berlin, 23. März. Anlässlich der Wiederkehr des kaiserlichen Geburtstages bespricht die „Provinzial-Korrespondenz“ die Bedeutung unseres Kaisers und Königs für das Königthum selbst. Das Blatt schreibt:

„Es ist, wie an dieser Stelle wiederholt ausgeführt worden, ein nicht hoch genug anzuschlagender Segen, den das Walten dieses von der allgemeinen Dankbarkeit und Ehrfurcht des Volkes getragenen Herrschers gebracht hat, daß ein ernst monarchisches Bewußtsein und Gefühl in den weitesten Volkskreisen wieder zur Geltung gelangt ist. Die tiefe Bedeutung der alten monarchischen Auffassung, nach welcher die Fürsten den Völkern „von Gottes Gnaden“ gesetzt sind, nicht in dem Sinne des förmlichen Absolutismus, sondern in Anerkennung der Berufung zu einem heiligen und verantwortungsvollen Amt für das Wohl und Gedeihen der Völker, — diese tief sittliche Auffassung der monarchischen Stellung und Pflicht ist von keinem Fürsten jemals enger festgehalten und sichtbar betätigt worden, als von unserm jetzigen Kaiser und König.“

„Darum hat auch das persönliche Auftreten dieses Monarchen im verfloffenen Jahre einen so tiefen Eindruck gemacht. Man versehe sich nur in die öffentliche Stimmung zurück, wie sie nach den letzten Wahlen sich aller Geister in ganz Deutschland bemächtigt hatte, jene absolute Rathlosigkeit und Zerrüttung, wo jeder Anhalt und Sammelplatz fehlte. Es galt als unvermeidlich, daß der bisherige Weg der Regierung verlassen werden müsse, und doch wußte bei der Zerklüftung der Parteien Niemand einen anderen, besseren Weg mit irgend welcher Zuversicht anzugeben.“

„Da hielt es der Kaiser für seine Regentenpflicht, keinen Zweifel darüber bestehen zu lassen, daß jener Weg mit seiner vollen, bewußten Zustimmung betreten worden, und daß er ihn auch ferner gehen zu müssen glaube, weil er so am besten das Wohl der Bedürftigsten seiner Unterthanen zu fördern hofft.“

Weiter weist die „Prov. Kor.“ auf die Kri-

stik hin, welche die Allerhöchste Botschaft vom November in oppositionellen Kreisen fand:

„Da trat wiederum der Monarch unumwunden hervor, um sein Recht zur persönlichen Leitung der Politik seiner Regierung gegen Zweifel und Verdunkelung entschieden zu wahren, und zwar auf Grund der Verfassung Preußens, welche der Ausdruck der monarchischen Ueberlieferung des Landes ist, dessen ganze Entwicklung eben auf den lebendigen Beziehungen seiner Könige zum Volke beruht. Es war ein schwerwiegender Erfolg für das deutsche Königthum, daß die Nichtigkeit dieser Grundsätze nach Maßgabe der Verfassung von allen Seiten anerkannt, von keiner bestritten wurde, und daß selbst Männer der äußersten Parteien jetzt eifrig bemüht sind, ihre „Königstreue“ in ein möglichst vorteilhaftes Licht zu stellen. Weit hin über Deutschlands Grenzen hinaus wirkte diese Wahrung monarchischer Rechte.“

„Unser König aber faßt seine Rechte nur im Zusammenhang mit seinen Herrscherpflichten auf: als seine letzte Pflicht für das Reich, welches ihm seine Entstehung und seine Weltstellung verdankt, steht er die Besserung des Looses der Armen und Hilfsbedürftigsten an.“

„Wenn heute tausend und abertausend innige Wünsche für einen weiteren glücklichen Lebensabend des Kaisers zu Gott aufsteigen, so möge vor Allem auch dieses Streben des Fürsten gesegnet sein, damit er dem Vaterlande in Wahrheit neue und dauernde Bürgschaften des inneren Friedens und einer gesegneten Entwicklung hinterlasse.“

— Ueber den gestrigen Empfang des diplomatischen Korps durch den Kaiser erfahren wir das Folgende:

Der Kaiser unterhielt sich besonders lange mit dem russischen Botschafter Herrn v. Saburow, so daß auf diese Unterhaltung der größte Theil des an sich nicht langen Empfanges fiel. Von Politik soll, wie versichert wird, nicht die Rede gewesen sein. Dem französischen Botschafter Herrn von Courcel theilte der Kaiser mit, der deutsche Militärbefehlshaber in Paris, Oberst von Bülow, werde demnächst in die Arme zurückkehren

und an dessen Stelle der gegenwärtige Militärbefehlshaber in Rom, Major von Villaume, nach Paris gehen.

— Am Geburtstage des Kaisers ist dem Minister der öffentlichen Arbeiten, Maybach, das Kreuz der Großkomture des königlichen Hausordens von Hohenzollern; dem Minister für Landwirtschaft, Domänen und Forsten, Dr. Lucius, und dem Staatsminister, Staatssekretär des Innern v. Bötticher der Stern zum Rothem Adler-Orden zweiter Klasse mit Eichenlaub; sowie dem Minister der geistlichen, Unterrichts- und Medizinal-Angelegenheiten, von Gopler, der Nothe Adler-Orden zweiter Klasse mit Eichenlaub verliehen worden. Ferner hat der Kaiser auf den Vorschlag Ihrer Majestät der Kaiserin und Königin und des Kaplans der zweiten Abtheilung des Kaiser-Ordens der Frau Minister Delbrück zu Berlin, der Frau Gräfin von Wartensleben zu Minnowsky und der Frau Geheim-Kommerzrath Herz zu Berlin die erste Klasse der 2. Abtheilung des Kaiser-Ordens mit der Jahreszahl 1865 verliehen. — Der Polizeipräsident von Berlin, Herr von Madai, ist zum Rath erster Klasse mit dem Prädikat „Erzellenz“ ernannt worden.

— Aus bester Quelle geht der „B. V. Z.“ die Mittheilung zu, daß der Kaiser die immerhin angreifenden Strapazen des Geburtstages mit ebenso erfreulicher, wie überraschender Elastizität überwand. Die gestern verbreiteten Gerüchte in Betreff der Ernennung des Kronprinzen zum Mitregenten sind absolut grundlos. Der Kaiser erachtet es als seine Pflicht, auszuhalten und zu arbeiten, so lange ihm Kraft hierzu bleibt. Dies betonte der Kaiser in variirender Weise in seinen Antworten. Ferner hört man, daß der russische Zar dem Kaiser Wilhelm aus Anlaß seines Geburtstages ein Glückwunsch-Telegramm übersendet hat, das sich durch einen besonders warmen Ton und durch die eindringlichsten Versicherungen der Freundschaft für Deutschland und seinen Kaiser auszeichnen soll.

— Der Abg. Richter, unterstützt von der Fortschrittspartei, hat folgenden Antrag eingebracht:

Das Abgeordnetenhaus wolle beschließen, die

Staatsregierung aufzufordern, nach Maßgabe der Summen, welche im preussischen Staat aus den 1879 und 1881 neubewilligten Zöllen und Steuern des Reiches verfügbar sind oder verfügbar werden, die nachfolgenden Erleichterungen der Steuerzahler im Wege der Gesetzgebung zunächst herbeizuführen:

1. Die Sätze der Klassen- und Einkommensteuer sind derart mit dem geringeren Einkommen fallend abzustufen, daß der Steuersatz bis zu 1500 Mark Einkommen nicht über 1 Prozent, bis zu 3000 Mark Einkommen nicht über 1½ Prozent, bis zu 4500 Mark Einkommen nicht über 2 Prozent vom Einkommen hinausgeht. Besondere die Steuerfähigkeit vermindernende Verhältnisse, wie starke Familie, andauernde Krankheit u. s. w., sind fortan bei sämtlichen Stufen unter 6000 Mark Einkommen in der Einschätzung zu berücksichtigen.

2. Der Stempel auf Verkäufe von Immobilien ist erheblich herabzusetzen und der Mieths- und Pachtstempel für Verträge mit längerer Gültigkeitsdauer zu ermäßigen.

3. Die Gebäudesteuer ist dem Ertrage von der Steueranlagung und dem bis dahin bestehenden Verhältnisse zur Grundsteuer entsprechend von 4 auf 3 Proz. (von 2 auf 1½ Proz. bei Gebäuden zu gewerblichen Zwecken) herabzusetzen.

4. Die Gewerbesteuer ist behufs Erleichterung der Handwerker und des kleinen und mittleren Handelsstandes zu reformiren.

— Die Erklärung des badischen Finanzministers Estätter in der badischen zweiten Kammer betreffs des — bekanntlich einstimmig angenommenen — Antrages gegen das Tabakmonopol lautet wörtlich:

„Obwohl dem Bundesrath zur Zeit eine Vorlage noch nicht gemacht ist, so kann es doch nicht meine Absicht sein, dem Antrag der Herren Abgg. Schneider und Genossen entgegen zu treten. Es ist ja allgemein bekannt, daß der Entwurf eines Gesetzes zur Einführung des Reichstabakmonopols, wie dem preussischen Volkswirtschaftsrath, so auch den Bundesregierungen zugegangen ist, und zwar letzteren mit dem Ersuchen, ihre Begutachtung bis

Feuilleton.

Wie Goethe starb.

22. März 1832.

Wenn Einer nicht sterben wollte, so war Er es. Nicht daß Er sich ans Dasein klammerte, nicht daß Er gewünscht hätte, ewig zu leben — der Gedanke an den Tod hatte kein Recht an ihn, und er dachte auch nicht ernstlich an den Tod — „warte nur, balde, balde schläfst auch Du“ hatte er ein halbes Jahrhundert vor seinem Tode geschrieben, und wengleich Todesahnungen manchmal wie Wolken über den Horizont seines Denkens dahinzogen, so verschwanden sie auch gleich, wie Wolken im raschen Fluge.

Das war der lebensfreudige Heide in ihm, und die Natur bestätigte sein Empfinden, sie ließ ihn nicht so mercklich verfallen, daß Er selbst darauf gekommen wäre, es ginge mit ihm schon zur Neige. Seine Umgebung beobachtete wohl, daß in den letzten Jahren sein Gehör schwächer wurde und daß er für neuere Geschehnisse nicht das gleiche Gedächtniß mehr besaß, wie für all Das, was sich seinem Gehirne früher eingepreßt hatte, aber sonst konnte auch sie nicht einen Verfall der Kräfte konstatiren; sein Auge, das Auge Jovis, des Blitzeisgleuderers und Olymperschütterers, blieb ungeändert scharf, sein Appetit der gleiche. Und nun gar sein Geist! Auch nicht der leiseste Schatten der Trübung fiel auf dessen unerreichte, unvergleichliche Klarheit, keine Lücke zeigte sich in der kolossalen Denkraft und Urtheilsprecision des Geistes. Zweiundachtzig Jahre war er alt, da er den zweiten Theil des „Faust“ vollendete, da er die Abhandlung über den Streit zwischen Cuvier und St. Hilaire schrieb.

Zweiundachtzig Jahre! Man lese doch, was Edermann in seinen Aufzeichnungen noch am 11. März 1832 notirt, was er gelegentlich eines Gespräches über die Bibel, die Welterschöpfung und Gott spricht. Fünf Tage darauf erwachte er mit heftigem Fieber, er hatte sich erkältet. Er war am vorherigen Abend im Garten gewesen, nachdem er den ganzen Tag über in den übermäßig heißen

Zimmern seiner Wohnung gewelt — die Wärme that ihm wohl und er hatte gerne anhaltende Gluth im Ofen, er achtete nicht darauf, daß dadurch die Möglichkeit erhöht wurde, sich bei Temperaturwechsel zu erkälten. Der Arzt kam und hatte große Bekümmerniß; er fürchtete den Ausbruch eines Nervenfiebers; als er des Abends wieder vorsprach, fand er den Patienten in heiterster Laune und im anregendsten Gespräche. Tags darauf fühlte er sich so wohl, daß er einen langen Brief an Wilhelm von Humboldt diktirte, und am nächstfolgenden Tage, dem 18. März, dachte Niemand mehr an Krankheit oder gar Gefahr. Beides kam in der nächstfolgenden Nacht, vom 19. zum 20. März. Er war ruhig eingeschlummert in dem kleinen Zimmerchen, in dem just Platz für das Bett und den Lehnstuhl — um Mitternacht weckten ihn heftige Schmerzen in der Brust und der Athem ging schwer, Füße und Hände waren kalt. Aber er zog nicht die Klingel, er wollte Niemand stören, es sind nur Leiden, sagte er am nächsten Morgen, es ist keine Gefahr. Bald darauf sagte ihn heftigster Fieberschauer, der Frost ließ ihn mit den Zähnen klappern, der Schmerz in der Brust erpreßte ihm sogar Klagen, die Augen sanken ein und unbewußte Todesangst sprach aus ihnen. Da er unaufhörlich über die Unbequemlichkeit, im Bette zu liegen, klagte, hob man ihn heraus und setzte ihn in den hochlehnigen alten Lehnstuhl neben dem Bette. Das that ihm wohl und am Abend sahen ihn Alle, die um ihn waren, mit Verwunderung gleichsam vollständig hergestellt vor sich, nicht allein über die Geschehnisse vom Tage plaudernd, sondern sich sogar mit Regierungsgeschäften abgehend, war er ja doch auch Minister im Staate Weimar. Er unterzeichnete, wann auch mit zitternder Hand, das Gesuch einer jungen Künstlerin um Unterstützung — seine letzte Unterschrift. Am nächsten Tage blieb es nicht mehr verborgen, daß sein Ende nahe; obzwar er noch in einem Buche, dessen Lektüre er vor seinem Unwohlsein angefangen hatte, blätterte, es ging nicht mit dem Lesen, zuweilen schwanen ihm die Sinne. Durch Weimar war längst die Nachricht geflogen, Goethe sei krank, und ganz Weimar erkundigte sich nach dem Befinden des Dichters. Er ließ sich den Bogen reichen, auf welchem die Na-

men der Fragenden verzeichnet wurden, und freute sich über die Theilnahme — so wie er gesund werde, wolle er all den lieben Leuten danken, man solle nicht darauf vergessen. So bald er gesund werde! Er glaubte den Schwächeanfall zu überwinden und der Gedanke an den Tod quälte ihn nicht. Er duldete es auch nicht, daß das Hausgesinde wache; nur sein Schreiber, der alte John, durfte bei ihm bleiben und der mußte sich in sein Bett legen. Am nächsten Morgen, heute vor fünfzig Jahren, versuchte er, wie Lewes schildert, im Zimmer auf und ab zu gehen, aber schon nach wenigen Schritten fühlte er sich zu matt und sank wieder in den Lehnstuhl. Seine Schwiegertochter mußte sich zu ihm setzen und er begann vergnügt mit ihr zu plaudern, sprach von dem nahen Frühling und den schönen Tagen, die friische Luft werde ihn wieder herstellen. Er hatte keine Ahnung, daß sein Ende so nahe sei. Während Frau Dittie neben ihm saß und mit ihren beiden Händen die seine umfaßt hielt, begannen seine Gedanken zu wandern; er phantasierte. Einmal rief er aus: Seht den schönen weiblichen Kopf, mit schwarzen Locken, in prächtigem Kolorit, auf dunklem Hintergrunde! Dann wies er auf ein Stück Papier am Boden und fragte, warum man Schillers Briefwechsel so nachlässig herumliegen lasse. Bald darauf fiel er in einen sanften Schlaf und fragte beim Erwachen nach den Zeichnungen, die er eben gesehen habe — es waren die Bilder seines letzten Traums. In schweigendem Jammer warteten die Seinen des Endes, das nun so schnell heranrückte. Seine Sprache wurde immer undeutlicher, die letzten verständlichen Worte waren: Mehr Licht! Zuletzt machte er Zeichen mit der Hand, zog mit dem Zeigefinger Buchstaben durch die Luft, so lange er dazu Kraft hatte, endlich mit der Hand seines Lebens sank auch sein Finger herab und fuhr auf der Decke hin und her, die ihm über die Beine gebreitet war. Um die Mittagsstunde legte er sich ruhig in die Ecke des Lehnstuhles, als wolle er schlafen. Er wachte nicht mehr auf.

Als wären wir Goethes Zeitgenossen, als läsen wir den Bericht über den Sterbefall von gestern, so sehr greift er uns ans Herz. Denn wir lieben Goethe, den Menschen ebenso wie den Dichter. Wie es Allen vor fünfzig Jahren unbegreiflich erschien,

Goethe sei gestorben, so erscheint es uns auch durchaus nicht als unwahrscheinlich, warum er nicht noch heute lebt. Der Körper und der Geist, beide scheinen nicht für das Sterben bestimmt zu sein. Edermann erzählt, wie er am Tage nach dem Tode, von tiefer Sehnsucht ergriffen, Goethe noch einmal zu sehen, sich das Zimmer öffnen ließ, in welches man Goethe hingelegt hatte. Auf dem Rücken ausgestreckt, ruhte er wie ein Schlafender, tiefer Friede und Festigkeit wallten auf den Zügen seines erhabenen Gesichts. Die mächtige Stirn schien noch Gedanken zu hegen. Ich hatte, erzählt Edermann, das Verlangen nach einer Locke von seinen Haaren, doch die Chirurgen verhinderte mich, sie abzuschneiden. Der Körper lag nackt in ein weißes Bettuch gehüllt, große Eisstücke hatte man in einiger Nähe umhergestellt. Friedrich, der treue Diener Goethes, schlug das Tuch auseinander und ich ersauete über die göttliche Pracht dieser Glieder. Die Brust überaus mächtig breit und gewölbt, die Arme und Schenkel voll und sanft muskulös, die Füße zierlich und von der reinsten Form; und nirgends am ganzen Körper eine Spur von Fettigkeit, Abmagerung und Verfall. Ein vollkommener Mensch lag in großer Schönheit vor mir, und das Entzücken, das ich darüber empfand, ließ mich auf Augenblicke vergessen, daß der unsterbliche Geist eine solche Hülle verlassen. Ich legte meine Hand auf sein Herz — es war überall eine tiefe Stille — und ich wendete mich abwärts, um meinen verhaltenen Thränen freien Lauf zu lassen.

Vorgestern vor fünfzig Jahren! Nicht mit der Blütheschnelligkeit unser Nachrichtengebung verbreitete sich die Kunde von dem Tode Goethes über die Welt, allüberall wohin sie drang, erregte sie die tiefste Trauer. So gewaltig die Trauer um Schiller gewesen, die um Goethe war gewaltiger, denn alle Welt wußte, um wie viel gewaltiger der eben Verstorbene gewesen. Zeiten der Nörgelei kamen, die ähnd Goethes Größe schädigen sollte, sie sind lange dahin, die Kleinlichkeit kam nicht auf gegen die Erkenntniß der Wahrheit — fünfzig Jahre und das Urtheil steht für alle Ewigkeit unveränderlich fest, was uns Goethe ist und immer bleiben wird.

